

Laudatio

Von Silvano Cerrutti

Zuger "Werkjahr 2011" Simon Berz

Lieber Simon, sehr geehrte Damen und Herren,

Obwohl ich nichts mit der Entscheidung zu tun hatte, dass Du, Simon, das Werkjahr erhältst, darf ich hier die Würdigung aussprechen. Dafür möchte ich mich bedanken, nicht nur als Freund von Simon.

Simon und ich haben uns Anfang der Neunziger in der Zuger Rockszene kennengelernt. Wir waren gemeinsam aktiv im Förderverein Kurzum, der sich unter anderem für mehr Proberäume einsetzte. Dass die Galvanik auch als Probelokal realisiert werden konnte, geht zu einem Teil auf die Vorarbeit von Kurzum zurück – womit ich die Leistungen des Vereins Durchzug, der in der Galvanik Federführend war, in keinster Weise schmälern möchte.

Simon und ich engagierten uns auch in der Jugendbeiz Chaotikum. Manche von Ihnen werden sich an jene provisorische Baracke erinnern, die an dem Ort stand, an dem später das Podium41 errichtet wurde. Das Chaotikum war verrufen, auch weil es als Sammelbecken dienen musste von Randständigen wie Drogenabhängigen, Alkoholikern und Rockmusikern. Für uns aber war das Chaotikum ungeheuer wichtig: es war einer der wenigen Räume überhaupt, in denen wir Kultur machen konnten.

Die Zuger Rockszene Anfang der Neunziger war, ich muss es gestehen, borniert. Eine Kommunikation über die engen Stilgrenzen kam nur mühsam zu Stande und auch das erst ab 1993. Wer dann auch noch, wie Simon, nicht nur in der Rock- sondern auch in der Jazzszene verkehrte, war ein Ding der Unmöglichkeit. Unter dieser Engstirnigkeit haben wir beide gelitten, Simon sicher mehr als ich, aber nicht weil ich der Sparsamere von uns wäre und schon mit drei Akkorden zufrieden. Es ist für einen Autor einfach klar, dass er den grössten Teil seiner Arbeit allein im stillen Kämmerlein ausführen wird, auch wenn er mit der Verbindung von Literatur und Musik experimentiert.

Ein Musiker hingegen wird zum Zusammenspiel sozialisiert. Es brauchte entsprechend einen grossen Leidensdruck für Simon, der neben der Arbeit zeitweise in sechs

Formationen gleichzeitig spielte, um konsequent auf den eigenen Weg zu setzen. Er gründete Babadum. Das ist, typisch für Simon, ein Name, eine eingetragene Marke sogar, vor allem aber eine interaktive Plattform. Offen für alle, die Lust haben, wie Simon in experimentellen Bereichen der Musik zu arbeiten.

Es war für Simon dann ein dreifaches Dilemma, dass die Musik, die er in sich hört, im avantgardistischen Bereich angesiedelt ist. Ein Dilemma zum einen, weil er Mühe hat mit dem Begriff „Avantgarde“. „Vorausschauend, was heisst das schon?“, fragte er mich in einem Gespräch rhetorisch. Avantgarde ist ein Schlagwort, kein Inhalt.

Ein Dilemma war es aber auch, weil der Begriff abschreckend wirkt, was sich schlecht verträgt mit einem Menschen, der den soziokulturellen Aspekt der Musik hoch hält.

Und ein Dilemma war es, dass er gezwungen war, eine musikalische Einzelposition einzunehmen.

Es wird seit Jahren viel von Selbstverwirklichung gesprochen, sie wird manchmal sogar als das Recht ausgelegt, einem überbordenden Ego allen Platz einzuräumen, den es zu seinem eigenen Schaden verlangt. Selbstverwirklichung ist ein Statussymbol. Und die Grundlage eines eigenständigen künstlerischen Schaffens. Könnte man meinen.

Wir haben in der Schweiz eine hohe Dichte an Kulturschaffenden, die avantgardistische Positionen vertreten. Ich habe in meiner Arbeit als Kulturjournalist mit einigen zu tun gehabt, bei denen ich den Eindruck nicht los wurde, sie trügen die Marke Avantgarde in erster Linie deshalb, weil sie Prestige bringt – und weniger aus einer inneren Notwendigkeit. Damit tun sie der Kultur einen Bärendienst. Je mehr die Avantgarde behauptet wird, desto grösser ist die Gefahr, dass der Eindruck einer völligen Beliebigkeit entsteht. Damit wird das ernsthafte Schaffen untergraben. Das ist nicht nur ärgerlich, es ist gefährlich. Auch wenn wir es nicht verstehen – ich komme darauf zurück – wir brauchen als Gesellschaft das künstlerische Experiment, das uns den Boden bereitet, auf dem wir uns weiterentwickeln können.

Und wir brauchen Künstler wie Simon. Ihm geht es nicht um seine Selbstverwirklichung. Was den Künstler vom Selbstverwirklicher unterscheidet, ist der Selbstzweifel. Immer wieder hast Du Dich gefragt, wo Du Dich verbessern

könntest, ob das jetzt Sinn macht oder ob Du nicht grundsätzlich, radikal, alles anders? Du hast bis jetzt noch jedes Mal eingesehen, dass Du schon zu weit gegangen bist, dass Du nicht mehr zurück kannst. Aber wenn dann noch jemand etwas gesagt hat von Selbstverwirklichung, bist Du sauer geworden. Für einen Künstler bedeutet das Wort nämlich zuerst einmal, dass er zwischen Stühlen und Bänken gelandet ist. Positiv formuliert: die Musik von Simon passt in verschiedene Szenen, verbindet improvisierten Jazz und Clubsounds und Konzepte der Neuen Musik. Das ist doch super, können Sie jetzt sagen – aber versuchen Sie das mal zu vermarkten.

Man soll in der Kultur nicht von Vermarktung sprechen, das ist pfui. Es ist auf die Dauer aber auch unbefriedigend, wenn man Musik als elementares, menschliches Erlebnis versteht und dann vor zwei verirrten Nasen auftritt, weil man angeblich nicht vermarktbar ist – was ja nicht bedeutet, dass die Kunst nicht vermittelbar wäre. Und es bedeutet schon gar nicht, dass Simon sich immer wieder darum bemüht, keinen intellektuellen Elfenbeinturm zwischen die Musik und das Publikum zu stellen. Dabei könnte er sich so als intellektueller Sibesiech präsentieren und das Klappern gehört zum Geschäft der Klapperschlangen. Aber das ist eine andere Geschichte, Simon, die wärmen wir jetzt nicht auf.

Am Schluss hat man also eine künstlerisch eigenständige Position erarbeitet. Man könnte meinen, damit sei das Ziel erreicht. Doch in der täglichen Arbeit bedeutet das vor allem eine zusätzliche Hürde, wird einem doch die ganze Zeit gesagt, man sei nicht vermarktbar. Vermarktung ist heute noch so borniert wie die Zuger Rockszene vor 1993.

Wenn ich so auf der Vermarktbarkeit herumreite, dann nicht um Ihre Tränendrüsen zu massieren. Es geht nachher auch kein Klingelbeutel herum. Aber viele von jenen, mit denen Simon im Lauf der Zeit zusammengearbeitet hat, haben irgendwann aufgegeben, haben sich eine Schublade gesucht und es sich darin bequem gemacht. Du hast einige Enttäuschungen wegstecken müssen und hast oft das Gefühl gehabt, viel Arbeit für nichts geleistet zu haben. Und geschuftet hast du, lieber Simon, in einer Kadenz, dass ich mir oft Sorgen um Deine Gesundheit gemacht habe. Ausserdem hast Du Dich zusätzlich unter Druck gesetzt, weil es Dir wichtig ist, ein Standbein in Zug zu behalten. Der wirtschaftliche Erfolg des Kantons droht ja das Kulturschaffen zu kannibalisieren, aber auch das ist eine

andere Geschichte.

Es freut mich umso mehr, dass sich der Aufwand gelohnt hat, den Du betrieben hast. Du bist mit Deiner Musik nicht nur über die Kantonsgrenzen hinausgekommen, bist nicht nur in der Schweizer Jazzszene bestens vernetzt. Du gehörst mittlerweile in die Europaliga der experimentellen Musik, der Soundtütler, Klangforscher, Ohrabenteurer und Geräuschenthusiasten. Du trittst in ganz Europa auf, in Japan, bist heute von einer Tour aus den USA zurückgekommen – und mehr noch: mit Deinem aktuellen Bühnenpartner Toktek hast Du eine musikalisch ergiebige Zusammenarbeit begonnen. Und in der experimentellen Musikszene von New Orleans hast Du Gleichgesinnte gefunden, die mit Dir den sozialen Gedanken der Musik teilen. Ganz ehrlich: das hätten wir damals im Chaotikum, als es schon fast unmöglich war mal in Baar oder Cham zu spielen, beide nicht geglaubt.

Jetzt hat Simon das Werkjahr nicht erhalten, weil er besonders tapfer durchgehalten hat, sondern weil er Musik macht. Über die sollte ich jetzt auch noch etwas sagen – ich verrate Ihnen einen Trick. Wenn man als Musikjournalist nicht mehr weiter weiss in einem Artikel, zitiert man Laurie Anderson. Die hat gesagt: „über Musik schreiben ist wie Architektur tanzen.“ Das ist ein super Satz, mit dem wirkt man ein bisschen gebildet und nachher kann man das Thema wechseln und über die Bühnengarderobe schreiben oder so. Bei Simon funktioniert dieser Trick nicht. Wir haben uns diesen Frühling ausgiebig in einem Strassencafé über seine Musik unterhalten. Simon erzählte mir von seiner Wahrnehmung des geografischen Raums, von natürlichen und architektonischen Mustern, die einen Rhythmus aufweisen, den man spielen könnte – und ich dachte: Bingo.

Aber Simon ist nicht nur ein lieber, geduldiger Mensch, er ist auch Pädagoge. Er klopfte auf die Kaffeetasse, um diesem unmusikalischen Gegenstand verschiedene Töne zu entlocken. Er erklärte mir, wie er diese Töne jetzt verfremden könnte, sampeln, loopen, bis zum Grundrauschen verlangsamten und was die Geschichte zu jeder Verzerrung wäre. Im Hintergrund plätscherte ein Brunnen. Auch der machte Musik je länger unser Gespräch dauerte und ich begann zu begreifen, was Simon gemeint hatte, als er sagte: „Musik ist für mich ein Zustand.“ Wer das hört, für den wird die ganze Welt zum Instrument und das meine ich wörtlich.

In vielen konventionellen Bands gilt das Schlagzeug einfach als Schiessbude und gemäss den Schlagzeugerwitzen ist auch die Existenz des Schiessbudenbesitzers evolutionär halb im Ursumpf geblieben. Simon hat sich gesagt: Ein Leadgitarrist ist mehr oder weniger an sein Instrument gefesselt, ich kann alles als Schiessbude benutzen. Er vertont die eigene Biografie mit Erinnerungsstücken wie dem alten Rasierapparat seines Grossvaters. Oder er sammelt bei einem Ausflug in die Berge Steine, weil ihn deren Klang fasziniert und baut daraus das Lithophon. Und auf seinen Konzertreisen sammelt er Bauschutt, Abfall, Schwemmgut und Treibholz, lauter neue Bestandteile einer Welt, in der Musik ein Zustand ist.

Jetzt kann man sagen: das ist schön für Herrn Berz, er hat es ausserordentlich weit gebracht. Aber was bringt mir das? Von der Musik von Simon Berz kann man Achtsamkeit lernen. Man kann die Sinnlichkeit der täglichen Geräuschkulisse entdecken, statt sich von ihr ins Kopfweh jagen zu lassen und man kann über den Klang an sich staunen, über das elementare Ereignis, dass etwas überhaupt tönt und dass dieser Ton etwas bei uns auslöst.

Zum Staunen, könnte man jetzt böserweise sagen, brauche ich keine Künstler, dafür habe ich kleine Kinder.

In diesem Fall möchte ich, um ein einfaches Rezept abzugeben, darauf verweisen: Die Musik von Simon kann man nicht nur als Familienereignis erleben, etwa bei einem Slow-Biking-Contest, wo er Sport und Musik verbindet. Die Musik von Simon ist mitunter auch tanzbar. Er spielt sie auch in Clubs, die früher Discotheken hiessen. Man hört ihr dann nicht an, dass sie von vorn bis hinten improvisiert ist. Das sollte uns gerade in einer Zeit zu denken geben, in der grundlegende Wirtschaftskonzepte und Gewissheiten nicht mehr funktionieren. Wer jetzt sein Metier nicht beherrscht, wer jetzt nicht in der Lage ist zu improvisieren, der kann nur wursteln. Und wer jetzt nicht bereit ist, alte Gewohnheiten zu überdenken, könnte Probleme bekommen. Bei der Musik von Simon kann man sich finanziell risikofrei neue Hörgewohnheiten aneignen – und vielleicht sogar feststellen, dass die Welt grösser ist, als was man bisher gemeint hat. Mir ist es jedenfalls so gegangen, und auch dafür möchte ich mich bedanken.